

Ashley Clark  
ALLE FARBEN DER KAMELIEN



Ashley Clark

Alle

*Farben*  
der  
*Kamelien*

  
Francke

### Über die Autorin:

Ashley Clark lebt mit ihrem Mann, ihrem Sohn und zwei Cockerspaniels nahe der Golfküste Floridas. Sie ist Literaturdozentin, gibt Kurse für Kreatives Schreiben und ist schon lange bei den *American Christian Fiction Writers* aktiv.

[www.ashleyclarkbooks.com](http://www.ashleyclarkbooks.com)

© the\_handwritten\_story

f Ashley Clark Books



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96362-310-3

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2021 by Ashley Clark

Originally published in English under the title

*Paint and Nectar*

by Bethany House Publishers, a division of Baker Publishing Group,

Grand Rapids, Michigan, 49516, U.S.A.

All rights reserved.

German edition © 2023 by Francke-Buch GmbH

35037 Marburg an der Lahn

Deutsch von Dorothee Dziewas

Umschlagbild: © Trevillion Images / Nikaa;

© micheile.com || visual stories / pexels

Umschlaggestaltung: Francke-Buch GmbH / Marion Schramm

Satz: Francke-Buch GmbH

Printed in Czech Republic

[www.francke-buch.de](http://www.francke-buch.de)

Im Gedenken an meinen Grandpa Jim,  
der Rotkehl-Hüttensänger und Gärten geliebt hat  
und von dem ich meine Vorliebe für Verzierungen habe.

Und für meine anderen Großeltern  
– Dolores, Melody und Ernie –,  
weil sie mir eine Familie geschenkt haben und alles,  
was das beinhaltet.

Ich bin dankbar für das Erbe des Glaubens,  
das ihr vier mir mitgegeben habt.

*»Die Frage ist nicht, was du anschaust, sondern was du siehst.«*

Henry David Thoreau

# Prolog

*Dezember 1861*

*Longitude Lane, Charleston, South Carolina*

Kein Tag verging, an dem sie nicht an ihre Tochter dachte.

Wo sie wohl sein mochte, ob es ihr gut ging ... wer sie gekauft hatte.

Zuerst schlief Rose überhaupt nicht. Dann konnte sie nicht mehr arbeiten, also wurde sie auch verkauft. Und so war sie als Haussklavin zu Clara gekommen.

Clara war damals selbst noch ein Mädchen gewesen.

Jetzt war Clara kein Mädchen mehr. Und Rose hatte einen Plan. Sie hatte sehr fleißig gearbeitet und war immer ganz freundlich gewesen, in der Hoffnung, etwas über ihre Tochter zu erfahren. Rose hatte immer gewusst, dass Clara nicht so viel von Sklaverei hielt wie ihr Daddy, aber *das* hätte sie nie erwartet. Dass Clara zu dem fähig sein könnte, was sie gerade getan hatte.

Sie mussten vorsichtig sein. Um Rose' willen, um Ashleys willen und auch um Claras willen. Sie wollte nicht, dass Clara Ärger bekam, und wenn Claras Vater sie erwischte ...

Aber das würde er nicht, solange sie einen klaren Kopf behielten.

Rose erinnerte sich an den gestrigen Albtraum. Wie ihr ganzer Kiefer geschmerzt hatte, weil sie in der Nacht mit den Zähnen geknirscht hatte. Der Traum hatte schön angefangen – Ashley war unschuldig herumgesprungen und hatte ihre Mama angegrinst – und dann hatten diese Männer sie sich geschnappt und weggebracht. Und als Rose sich an diesem Morgen aus dem Bett gequält hatte, war ihr ganz schlecht gewesen. So als hätte sie die furchtbaren Ereignisse wirklich noch einmal durchlebt.

Sie musste zu ihrer Tochter. Vielleicht hatte sie schon zu lange gewartet.

Alles hing von Claras Hilfe ab.

Missus Clara hielt den Silberlöffel fest umklammert in ihren Händen. Der Himmel über ihnen war wolkenverhangen und der Erdboden bebte vom Donnern der Kanonen. Rose und Clara kauerten zusammen beim Kutschenhaus am Ende des Gartens, während Rose eine Schaufel umklammerte.

Clara sah sie mit eindringlichem Blick an und die Botschaft war eindeutig.

*Es muss jetzt sein.*

»Er kommt«, sagte Clara. Sie schloss die Hände noch fester um den Löffel. »Ich kann nicht fassen, dass Vater ihm mein Aussteuersilber als Geschenk versprochen hat.« Sie reckte das Kinn vor und blickte Rose unverwandt in die Augen – etwas, das Rose immer wieder überraschte. Sie war es nicht gewohnt, dass Weiße ihr in die Augen sahen. »Eine Mitgift ist überhaupt nicht mehr in Mode. Wahrscheinlich hat er sie verlangt, damit er Vater diesen Störenfried abnimmt.« Clara schüttelte den Kopf und stieß ein freudloses Lachen aus. »Oh Rose, ich habe Angst.« Sie zupfte an ihren Spitzenhandschuhen. »Das sollte ich nicht zugeben. Aber werden wir das wirklich schaffen? Das Silber zu vergraben, bevor sie es finden? Und alles zurücklassen?«

*Ja. Nicht zögern – ja.*

»Sie sind stärker, als Sie meinen, Missus, und auch mutiger. Gott wird Ihnen die Kraft geben zu tun, was richtig ist. Soll ich jetzt anfangen zu graben, bevor der Regen kommt?«

»Ja.« Clara legte eine Hand auf ihre schmale Taille, die durch das Korsett geformt wurde, und holte tief Luft. Dann blickte sie zum Himmel hinauf. »Aber beeil dich besser. Ich fürchte, wir haben nicht mehr viel Zeit, bevor er kommt.«



# Kapitel 1

1929

*Longitude Lane, Charleston, South Carolina*

William war kein geborener Dieb. Er war nie jemand gewesen, der eine Kleinigkeit auf dem Markt mitgehen ließ oder der sich daran berauschte, etwas zu nehmen, was ihm nicht gehörte.

Aber waren Kopien wirklich Diebstahl?

Ach was. Lieber nicht zu lange über die Antwort nachdenken, sonst brachte ihn das schlechte Gewissen noch von seiner Entschlossenheit ab. Seine Schwester brauchte ihn und für alle anderen Gedanken hatte er in diesem Moment keine Zeit.

Jedenfalls könnte ein normaler Mensch sich fragen, wie es dazu gekommen war, dass er sich mit diesem Mann in diesem Zimmer befand. Na ja, der Gedanke war ihm erst vor Kurzem gekommen. Seine Mutter würde einen Anfall bekommen, wenn sie wüsste, was er alles angestellt hatte.

Aber seine Mutter war ja der Grund für das alles. Sie hatte seine Schwester fortgeschickt. Wollte sich nicht eingestehen, dass Hannah in anderen Umständen war, und sprach nicht einmal von dem Baby, abgesehen von der Aussage, dass es Orte gab, an denen man solche Dinge diskret erledigte. Williams Schwester wollte auf gar keinen Fall zu so einem Ort gehen und das hatte ihn in die aktuelle Situation geführt.

Nämlich die, dass William jetzt mit diesem Mann in diesem Zimmer war.

Es genügte wohl zu sagen, dass William seine mangelnde kriminelle Erfahrung durch künstlerische Begabung wettmachte. Er konnte einen Rembrandt nahezu genau kopieren und niemand

würde es merken. Er hatte gewissenhaft daran gearbeitet, wie Gershwin Klavier zu spielen. Und er bildete sich ein, auch etwas Menschenkenntnis zu haben. Leider war nichts von alledem seiner Mutter wichtig und seinem Vater erst recht nicht.

Die Künste waren etwas für Frauen, behauptete sein Vater steif und fest, und seiner Meinung nach gehörte William ins Familienunternehmen. Aber William hatte kein Interesse daran, das Vermögen der Familie zu sichern und zu vermehren.

Deshalb blieb ihm nichts anderes mehr übrig.

Als er weiter in das Arbeitszimmer des berüchtigten Mr Cadigan ging, spürte er, wie ihn eine merkwürdige Ruhe überkam. Er sah den Raum voller Silber, die Gemälde, die an Möbeln und Wänden lehnten, als wären sie Menschen in einem Bahnhof, die auf ihr nächstes Reiseziel warteten. Eine Reihe der Stücke erkannte er aus der Zeitung.

Cadigan würde diese Schätze natürlich bei der ersten Gelegenheit aus Charleston wegbringen. In Boston oder New York würde niemand davon erfahren. Die Käufer würden annehmen, diese Kostbarkeiten aus dem Süden stammten aus im Bürgerkrieg geplünderten Häusern – und nicht ahnen, dass der Mann sie gerade erst erworben hatte.

»Sie wissen, warum Sie hier sind, Pinckney?« Cadigan tippte mit seiner Zigarette zwei Mal auf den Aschenbecher, während der Rauch sich aus seinen Nasenlöchern nach oben schlängelte. Im Büro war es schummrig. Nur zwei Tiffanylampen beleuchteten Mr Cadigans faltiges Gesicht und die mondsichelförmige Narbe über seiner Lippe. Ein Andenken an einen Auftrag, der schiefgegangen war. Jedenfalls war das seine Erklärung.

»Ja, Sir.« William verschränkte die Arme. Zum ersten Mal, seit er sich dem Haus genähert hatte, begann sein Herz, schneller zu schlagen. Ihm wurde bewusst, was er da tat. Er hoffte nur, dass seine Haltung selbstbewusst genug war, um sein Zögern zu überdecken, bevor Cadigan es bemerkte. »Die Aquarellmalerin.«

Cadigan nickte. »Genau. Ihre Bilder bringen inzwischen ein

schönes Sümmchen ein, vor allem bei den Touristen. Sie sehen sich die Bilder an, kopieren sie und ich mache die restliche Arbeit. Wenn alles gut läuft, wird sie nicht einmal merken, dass wir ihre kleinen Schmuckstücke gefälscht haben. Aber wenn etwas schiefgeht ...« Er zog wieder an seiner Zigarette. »Meine Devise ist, dass der Neuling das ausbadet. Machen Sie Ihre Arbeit gut, dann sind Sie beim nächsten Mal nicht mehr der Neuling.«

Williams Magen zog sich zusammen. »Ich bin kein Verbrecher.« Das redete er sich jedenfalls immer dann ein, wenn ihm der Gedanke kam: *Fälschung ist Diebstahl*. »Das ist eine einmalige Sache, um meiner Schwester zu helfen.«

Cadigans bösesartiges Grinsen vernebelte die Klarheit, die William gerade noch empfunden hatte. »Was immer Sie sich einreden wollen, junger Mann. Aber wenn Sie Ihre Sache gut machen, können Sie selbst entscheiden, ob Sie weitere Aufträge von uns annehmen wollen oder nicht. Aber wie gesagt – wenn es schiefgeht, haben Sie diese Wahl nicht.« Er schlug ein Bein über das andere und die Quasten an seinem Mokassin bebten. »Alles klar?«

William nickte einmal. »Ihre Leute schmuggeln mich also in diese Gartenparty rein, und was dann? Wie finde ich die Gemälde?«

»Geduld, mein Junge. Man merkt, dass Sie unerfahren sind.« Cadigan klopfte wieder die Asche von seiner Zigarette. »Sie freunden sich mit Eliza an. Der Künstlerin. Im Laufe der nächsten Wochen verdienen Sie sich ihr Vertrauen. Eliza soll sich so sehr in Sie verlieben, dass sie Ihnen die Originale überlassen würde, wenn Sie sie darum bäten. Mit anderen Worten, Sie müssen dafür sorgen, dass das Mädchen sich so sehr in Sie verguckt, dass sie sich gewissermaßen selbst beraubt.«

William schluckte. »Wenn ich die Fälschungen gemalt und Sie sie verkauft haben, bekomme ich mein Geld?« Seine Schwester und sein Neffe brauchten das Geld eigentlich gestern – wie man so sagte –, deshalb hatte er keine Zeit, den Plan zu hinterfragen.

Wenigstens war es eine Möglichkeit und dann würde sie nicht mehr mit dem kleinen Jungen auf fahrende Züge aufspringen müssen.

»Ja. Wenn ich Geschäfte mache, halte ich mein Wort.« Cadigan streckte die Hand aus und William ergriff sie.

Aber als William sich zum Gehen wandte, hielt Cadigan ihn zurück. »Da ist noch was ...«

»Was denn?« William hoffte, dass sein Job nicht noch komplizierter wurde.

»Vorsicht bei Eliza. Sie ist ... nun, sie ist sehr charmant. Der letzte Mann, dem ich diesen Auftrag gegeben habe, hat sich in sie verliebt und wochenlang wie ein Hund gelitten. Diesmal will ich meine Gemälde.«

William schob die Hände in die Hosentaschen. »Charmant oder nicht – eine romantische Verstrickung ist das Letzte, was ich gerade brauche.« Ohne die finanziellen Mittel, um eine Frau zu ernähren, geschweige denn eine ganze Familie, durfte er sich nicht verlieben. Gott wusste, dass er alles versucht hatte, eine ehrliche Arbeit zu finden, bevor er diesen Weg eingeschlagen hatte.

Außerdem flirtete William mit vielen Frauen und hatte noch keine gefunden, die er so interessant fand, dass er ihr sein ganzes Leben widmen wollte. War das so verkehrt?

Er war sicher, dass es bei Eliza auch nicht anders sein würde.



Eliza Jane war immer der Meinung gewesen, dass genügend Lippenstift jedes Problem lösen konnte. Aber wenn es darum ging, mit den Geschäftspartnern ihres Vaters Small Talk zu halten, gab es auf der ganzen Welt nicht genügend Lippenstift.

Deshalb war sie angenehm überrascht, als ein Mann von einigermaßen stattlicher Größe mit einem angenehmen Lächeln und einem schicken Anzug durch ihr Gartentor geschlendert kam.

Und noch erstaunter war sie, als sie entdeckte, dass er nicht so langweilig war wie all die anderen, denn er grinste sie an, als gäbe es nur sie beide im Garten.

Vielleicht war es das Dämmerlicht oder die Pastellfarbe der Kamelien, die vor dem Hintergrund des Himmels verschwamm. Aber er hatte etwas Interessantes an sich.

Er überließ es den Männern, mit denen er gekommen war, die Führung zu übernehmen und ihn verschiedenen Leuten vorzustellen. Ein Lehrling, vermutete sie nach einer kurzen Unterhaltung mit ihrem Vater. Keiner der anderen Männer sah Eliza in die Augen, sondern warf ihr höchstens einen kurzen Blick zu und murmelte, wie schön sie war, wie stolz ihr Vater sein musste, bla, bla, bla.

Nein, sie wollte nicht gehässig sein. Doch diese Geschäftsleute waren manchmal einfach entsetzlich langweilig! Es war beinahe so, als hätten sie keine Augen, um die Farbe des Tages zu sehen, während die Nacht hereinbrach, oder die Farbe der Nacht, wenn der Morgen dämmerte.

Grandma Clara hatte immer gesagt, dass Eliza mit einem Pinsel in der Hand geboren worden war. Eliza seufzte. Was würde Gran sagen, wenn sie jetzt hier wäre?

Jemand räusperte sich. Eliza blickte auf, aus ihren Gedanken gerissen, und bemerkte, dass der attraktive junge Mann sie ansah. Das schiefe Grinsen auf seinen Lippen schien anzudeuten, dass es ihn amüsierte, wie sie in Gedanken versunken war, und schon wegen dieser Reaktion mochte sie ihn.

»William, Ma'am.« Er senkte ein wenig den Kopf, als sie seine ihr entgegengestreckte Hand ergriff, wie jeder anständige Südstaatenmann, der den Namen verdient hatte, es tun würde.

Denn zu viele Männer hatten keinen Sinn mehr für Manieren. Man verbrannte ein paar Korsette und schon warf man zusammen mit diesen Folterinstrumenten jeden Anstand aus dem Fenster. Nicht alle Frauen waren Feministinnen und ignorierten die Prohibition unten im *Blind Tiger Pub*. Manche von ihnen

schätzten es immer noch, wenn ein Mann sich die Mühe machte, seine Fliege zu richten und einer Frau in die Augen zu schauen.

Kein Zweifel, es waren harte Zeiten. Während der Rest des Landes nur so durch das Jahrzehnt rauschte, spürte Charleston noch immer die Folgen seiner Zerstörung. In vielen Fällen, indem es sich selbst zerstörte. Aber das war typisch für sie, dass ihre Gedanken schon wieder abschweiften.

»Eliza Jane«, sagte sie schließlich. Sie hatte den Klang ihres eigenen Namens schon immer gemocht.

»Schön.« Williams Grinsen wurde breiter.

Elizas Wangen wurden warm und sie merkte, dass sie errötete. Sie errötete sonst nie. Sie wollte William fragen, ob er ihren Namen meinte oder sie selbst, aber ihr Vater und ihre Tante standen gleich gegenüber und in Hörweite und Eliza war so schlau, nicht in diese Falle zu tappen.

Also lächelte sie einfach nur zurück, sicher, dass er sie verstehen würde.

Das Grammophon spielte eine Jazzmelodie im Bereich des Gartens, der mit Kamelien bewachsen war – nur ein kleines Stück weiter, wo die Gäste sich zwischen den Springbrunnen unterhielten.

»Darf ich?«, fragte William. Er hielt Elizas Hand immer noch in seiner.

Jetzt war sie es, die den Kopf ein wenig senkte. Und während sie sich langsam von diesem Fremden – William – zum Tanz führen ließ, gab sie sich einige köstliche Augenblicke lang der zauberhaften Atmosphäre hin, die durch die Kameliensträucher geschaffen wurde.

Sie atmete seinen Kaffeeduft ein und roch dann etwas anderes, das sie kannte. Farbe? War er etwa auch Künstler?

Eliza beobachtete einen Hüttensänger mit seinem strahlend blauen Gefieder und seiner orangebraunen Brust, der in dem blühenden Baum über ihr sang. Und dann schloss sie die Augen, wie sie es immer tat, wenn sie sich einen Augenblick einprägte, den sie später malen würde.

Es gibt Zeiten im Leben – manchmal, nicht immer –, wenn das Wasser auf dem Papier einen so vollkommenen Farbton entstehen lässt, dass die Künstlerin weiß: Dieser Augenblick muss einfach erlebt werden, weil sie ihn niemals erneut hervorbringen kann.

Aber die Farbe verändert sich mit der Zeit und durch das Sonnenlicht, bis die Aquarelltöne sich ganz im Papier verlieren und nur noch die Erinnerung bleibt.

Die Februarblüten mochte Eliza am liebsten. Sie hatte sie schon immer am liebsten gemocht.

Obwohl ... nicht immer.

# Kapitel 2

2020

Vor drei Tagen hatte Lucy bei der Verlobungsparty ihrer Schwester den attraktiven Declan kennengelernt.

Und vor zwei Tagen hatte er sie angerufen, um sie zu einem Date einzuladen.

Gestern Abend hatte sie die Stunde vor Mitternacht damit zugebracht, mit ihm Textnachrichten auszutauschen, in denen sie über Lieblingseisorten, alte Filme und die schönsten Ecken von Charleston geschrieben hatten.

Und in drei Minuten würde Declan hier sein, um sie abzuholen.

Lucy blickte in den Spiegel, steckte ihren silbernen Haarreif fest, zog ihn wieder heraus und befestigte ihn dann erneut in ihren Haaren. *Puh.*

Das extrastarke Haarspray hatte alles viel zu steif gemacht, also hatte sie es wieder rausgekämmt und stattdessen ein Produkt benutzt, das leichte Wellen versprach. Aber jetzt hatte sie Haare, die ... irgendwie verwirrt aussahen. Und sie roch wie die Kosmetikabteilung bei Walmart.

Lucy schürzte die Lippen, zog ihren engen Rock zurecht und schob die Ärmel ihres langen Pullovers bis zu den Ellbogen hoch.

So.

Wenigstens sah ihr Outfit gut aus. Ihre liebe Freundin Harper wäre stolz auf sie.

Als Declan für ihr gemeinsames Essen das *Five Loaves* vorgeschlagen hatte – eines ihrer Lieblingsrestaurants –, hatte sie ewig überlegt, was sie anziehen sollte. Normalerweise wäre sie nicht so nervös und würde in Jeans und T-Shirt in das ungezwungene,



junge Café-Restaurant gehen. Aber da dies ein Date war, hatte sie deutlich länger überlegt. Sie musste diesen lässigen Look erreichen, der doppelt so viel Mühe erforderte wie ein klassisches Ausgehoutfit.

Mit anderen Worten: Dieser Typ war ein Hauptgewinn.

Declan war ihr nicht mehr aus dem Kopf gegangen, seit Lucy ihn letzte Woche bei der Party kennengelernt hatte. Er und sein Cousin Peter hatten einen ziemlichen Eindruck gemacht, wenn auch aus ganz unterschiedlichen Gründen. Peter war eher ... na ja, Harpers Typ. Ob es Harper schon bewusst war oder nicht – Lucy hatte einen Funken zwischen den beiden bemerkt, als Peter aufmerksam gelauscht hatte, während Harper von dem Kleid erzählte, das sie für die Abschlussklasse ihrer Schule genäht hatte. Lucy war gespannt, was in Harpers Leben als Nächstes geschehen würde.

Aber in der Zwischenzeit war da Declan.

Lucys Herz stockte schon, wenn sie nur an ihn dachte. Ihre Unterhaltung war wie von selbst gelaufen und Lucy war ganz aufgeregt bei dem Gedanken, wohin das heutige Date führen könnte.

Noch eine Minute –

Es klingelte.

Lucy atmete langsam aus. Er war also pünktlich. Das war kein Minuspunkt.

Sie griff nach der Türklinke und dann stand er da, eine Hand lässig in der Tasche seiner Jeans, in der anderen einen kleinen Strauß Blumen, den er ihr entgegenstreckte.

War dieser Typ echt?

»Hallo, Lucy.« Seine Stimme war klangvoll.

Sie nahm den Blumenstrauß entgegen. »Hallo, Declan.«

Lucy zögerte einen Moment lang und atmete den Duft der Blumen ein, um die Gabe richtig zu würdigen, bevor sie den Strauß in die Küche trug und in eine Vase stellte. »Ich versorge die hier nur kurz und bin gleich wieder da.«

Als sie wiederkam, hielt er ihr die Tür auf. Sie trat unter seinem

Arm hindurch nach draußen. »Danke«, sagte sie, zufrieden mit ihrer eleganten Bewegung. Allerdings schätzte sie die Entfernung falsch ein und kam Declan näher, als sie beabsichtigt hatte, sodass sie ihn ungeschickt anstieß. Der Duft seines Rasierwassers und die Wärme seines Körpers zogen sie in einen Strudel, während sie zu ihm aufblickte.

Lucy biss sich auf die Unterlippe. »Sorry.« Sie grinste schief und versuchte, ihren Fehler herunterzuspielen.

Sein Blick wanderte von ihren Augen zu ihrer Nase und ihren Lippen, wo er ruhte, bis sie blinzelte. »Kein Problem.«

Lucy wich schnell einen halben Meter zurück und schloss die Tür ab.

Das Herz hämmerte in ihrer Brust und ihr Nacken kribbelte. Sie holte tief Luft. Sie musste einen kühlen Kopf behalten. Wenn sie diesen Typen besser kennenlernen wollte, konnte sie das nicht, indem sie über ihn stolperte oder nervös plapperte.

Declan blickte zu den langsam am Himmel erscheinenden Sternen hinauf, während die Straßenlaternen flackernd aufleuchteten. »Schönes Wetter heute Abend, wenn du Lust auf einen Spaziergang hast«, sagte er. »Oder wir könnten mit meinem Wagen fahren.«

Lucy hängt sich ihre Handtasche um. »Laufen ist gut.« Sie nickte. Ja, so hatte sie wenigstens etwas zu tun und konnte ihre Nerven vielleicht in Schach halten.

»Das passt doch. Unser Tisch ist eh erst in einer halben Stunde reserviert.« Declan warf ihr einen Blick zu, während sie beide auf den Gehweg traten. Sie überlegte, ob er wohl versuchen würde, ihre Hand zu nehmen – und ob sie es ihm erlauben würde.

»Ich erinnere mich daran, dass du das *Five Loaves* erwähnt hast, als wir uns bei der Party deiner Schwester unterhalten haben.«

»Warte mal.« Ohne nachzudenken, streckte Lucy eine Hand aus und berührte seinen Ellbogen. Dann glitten ihre Finger von seinem weichen Pullover. *War das Kaschmir?* »Hast du es deshalb

vorgeschlagen?«, fragte sie. Hut ab, weil er nicht nur gut zugehört, sondern sich auch noch daran erinnert hatte.

Seine Augen funkelten, während seine Schritte langsamer wurden. »Ist das ein Problem?«

»Nein.« Lucy zog das Wort in die Länge. »Es ist nur ...« Sie zuckte mit den Schultern. »Ich bin nur angenehm überrascht, dass du so aufmerksam bist, dir solche Details zu merken.«

Declan berührte sie leicht am Rücken, um sie um die Ecke zu geleiten. »Dann gewöhnst du dich besser daran, denn für den Rest des Abends ist dir meine ungeteilte Aufmerksamkeit sicher.«

Lucy lachte. Einen Moment lang fragte sie sich, ob er vielleicht sogar ein bisschen zu charmant war und nur die Matthew-Mc-Conaughey-Rolle ihrer Träume spielte. Aber sie würde es genießen, solange es dauerte, bevor sie nächste Woche wieder zum College musste. Und danach ... tja, wenn Declan es schaffte, den Kontakt zu ihr auch in der nahe gelegenen Stadt aufrechtzuerhalten, konnte man nie wissen, was daraus werden könnte.

Ein kleiner Vogel flatterte neben ihnen von Baum zu Baum und sie bogen beide gleichzeitig in Richtung King Street ab, ohne sich abzusprechen, weil sie ihrem Gedächtnis und ihren Füßen folgten – das immer gleiche Muster nach vielen Jahren, in denen sie einen bestimmten Weg in eine bestimmte Richtung gelaufen waren, mit der Gewissheit des Vertrauten ... in diesem Fall der vertrauten »Heiligen Stadt«, wie die Einwohner sie nannten.

»Komisch, dass wir uns noch nie getroffen haben«, sagte Declan, »wenn man bedenkt, dass wir beide in Charleston aufgewachsen sind.«

»Wer sagt denn, dass wir uns noch nie über den Weg gelaufen sind?« Lucy rückte den Riemen ihrer Handtasche zurecht und grinste zu ihm hinauf. »Ich meine, wir könnten zu jedem x-beliebigen Zeitpunkt nebeneinander hergegangen sein. Auf der Straße; bei Ausflügen als Kinder; beim Besuch der Stadtbücherei oder beim Mittagessen beim *Hominy Grill*. Erinnerst du dich an den Imbiss?«

»Ob ich mich daran *erinnere*? Machst du Witze? Ich träume immer noch von den Chili-Hotdogs dort. Es ist total schade, dass sie dichtgemacht haben.«

Lucy und Declan bogen in die King Street ein, während das Tageslicht immer mehr abnahm und zugleich der Zauber der Stadt zunahm.

»Genau, die Leute haben immer Schlange gestanden, um einen Platz zu kriegen, aber das Warten hat sich auf jeden Fall gelohnt. Das war ein echtes Highlight. Schade, dass die Stadt jetzt ohne diesen Genuss auskommen muss.« Als sie an den Schaufenstern der Läden vorbeischlenderten, bemerkte Lucy eine Plakette, die zu Ehren der Gesellschaft für Denkmalschutz in Charleston an einem der Gebäude angebracht worden war. »Ich finde es total gut, wenn alte Dinge erhalten werden.«

Declan rieb sich mit dem Daumen übers Kinn. »Mhm.«

»Mhm?« Lucy verschränkte die Arme und wandte sich ihm zu. »Was bedeutet das? Bist du anderer Meinung?«

»Anderer Meinung nicht unbedingt. Natürlich gehen wir alle gerne an der Kirche vorbei, in die George Washington während seiner Zeit hier ging, oder entlang der alten Mauern der ursprünglichen Kolonie von Charles Town.«

»Aber?«

Declan zögerte und atmete langsam aus. »Aber ich würde auch sagen, dass die Stadt kein Museum ist. Es muss ein Gleichgewicht geben, um Fortschritt zu fördern.« Er zuckte mit den Schultern. »Manchmal müssen Gebäude abgerissen werden, um das zu ermöglichen.« Er schüttelte den Kopf. »Aber ich verstehe, warum dir der Erhalt historischer Dinge am Herzen liegt, und das respektiere ich. Wirklich.«

Lucy legte den Kopf ein wenig schief und versuchte, zwischen den Zeilen seiner Äußerung zu lesen. Zunächst hatte es so ausgesehen, als wäre ihm der Denkmalschutz egal – und Denkmalschutz bedeutete ihrer Ansicht nach nicht Passivität und Rückzug –, aber andererseits deuteten seine Anmerkun-

gen zu den Gebäuden aus der Zeit der Revolution überall im Altstadtbezirk darauf hin, dass er sie kannte und sie ihm auch wichtig waren.

Sie würde das Thema erst einmal auf sich beruhen lassen. Sie musste noch viel mehr über ihn in Erfahrung bringen, bevor sie sich über ihre jeweiligen Ansichten in Bezug auf die Zukunft der Stadt Gedanken machte.

Als sie sich dem Haus näherten, in dem Declan und sie sich in der Woche zuvor kennengelernt hatten, beugte Lucy sich vor, um durch die Fenster hineinzusehen. Harper hatte auf der Rückfahrt nach Savannah ohne Punkt und Komma davon geschwärmt, wie perfekt der Laden für ein Kleidergeschäft in der King Street wäre.

Aber als Lucy sich vorbeugte, löste sich der silberne Reif mit dem Blattmuster aus ihren Haaren und fiel auf den Gehweg. Lucy versuchte noch, ihn aufzufangen, aber sie griff daneben.

Declan bückte sich, um den Reif für sie aufzuheben, und Lucy sah, dass er in zwei Teile zerbrochen war.

»Ach wie schade«, sagte Declan und hielt den Haarreif hoch, der in der Mitte durchgebrochen war. »Aber weißt du was? Ich wette, ich kann ihn für dich reparieren lassen. Meine Mutter hat ein ganzes Zimmer voll mit Bastelkram. Ich bin sicher, sie kriegt das hin.«

Lucy lächelte ihn an. »Wirklich?«

»Auf jeden Fall. Es wäre doch eine Schande, einen schönen Haarreif wegzuworfen.« Er hielt ihn noch einmal hoch, bevor er die beiden Teile in die Tasche seiner Baumwollhose schob. »Genau genommen ist es ja fast eine Krone.«

Lucys Lächeln verwandelte sich in ein Grinsen. Sein großzügiges Angebot wärmte sie wie ein Becher heißer Kakao an einem kalten Tag.

Auf der King Street beschleunigten sie beide ihre Schritte und Lucy genoss es, die Schaufenster von Antiquitätenhandlungen, Boutiquen und Buchläden zu betrachten, an denen sie

vorbeikamen. Passanten waren unterwegs zu Restaurants oder nach Hause und die Tatsache, dass sie eine Verabredung mit Declan hatte, ließ die Schmetterlinge in ihrem Bauch erneut tanzen.

»Lass uns ein Spiel spielen«, schlug Declan vor. »Ich gebe dir ein Stichwort und wir sagen beide das Erste, was uns dazu einfällt.«

Lucy schob die Hände in die Taschen ihres langen Pullovers.  
»Okay.«

»Beste Pâtisserie in Charleston?«

Sie musste nicht einmal überlegen. »*Christophe* –«

»– *Artisan Chocolatier*«, sagten sie wie aus einem Mund.

Beide fingen an zu lachen.

»Das war leicht«, sagte Lucy. Sie klatschte in die Hände. »Oh, ich weiß eins! Lieblingsort, um den Sonnenuntergang zu beobachten?«

»Pineapple –«

»– Fountain.« Sie nickte. »Weil man manchmal vom Pier aus Delfine sehen kann.«

»Genau.« Declan zeigte auf sie. »Die wichtigste Mahlzeit der Woche?«

»Mittagessen am Sonntag«, antwortete Lucy grinsend und verschränkte die Arme. »Nach dem Gottesdienst.«

Declan nickte. »Als ich klein war, sind wir zu Fuß von der Kirche nach Hause und haben mit den Nachbarn geplaudert, die auf ihrer Veranda saßen oder im Garten gearbeitet haben. Machen die Leute das immer noch?«

Die Straßenlaterne schien auf sie herunter und Lucy scharfte mit den Füßen. »Weiß ich nicht. Aber das sollten sie eigentlich. Ich habe das als Kind auch gemacht. Allerdings habe ich den Eindruck, dass mein Heimweg etwas länger dauerte. Manchmal sind wir mit dem Auto zur Kirche gefahren.« Sie lachte. »Bist du im Süden der Stadt aufgewachsen?«

»Ja. Genau genommen lebe ich immer noch dort. Meine Eltern

wohnen in der Nähe der Battery, der befestigten Uferpromenade, und ich wohne einen Block entfernt von der Rainbow Row in einem dieser renovierten historischen Gebäude.«

»Wow.« Lucy starrte ihn mit offenem Mund an. »Das ist ein Traum. Ich wette, du kneifst dich jeden Morgen, wenn du wach wirst und aus dem Fenster siehst.«

Declan betrachtete sie eine Weile. »Weißt du was? Ich arbeite so viel, dass ich oft vergesse, den Ort zu genießen. Danke«, er sah sie unverwandt an, »dass du mich daran erinnert hast.«

Lucys Grinsen wurde weicher, während hinter ihnen die Kirchenglocken ertönten. »Gern geschehen.«

Als Declans Handy plötzlich klingelte, erschrak sie.

»Tut mir schrecklich leid.« Er zog das Telefon aus der Hosentasche. »Das ist meine Mom. Da muss ich rangehen.«

»Klar.« Lucy machte eine Handbewegung, um ihm zu signalisieren, dass es kein Problem war.

Declan wischte über das Display seines Smartphones, um das Gespräch anzunehmen, während er zu dem alten, zweigeschossigen Gebäude neben ihnen hinaufblickte. »Hi, Mom – alles in Ordnung?« Er erstarrte. »Was? Wann?« Er schüttelte den Kopf. »Und ihr seid okay? Ist die Polizei schon da?« Lange Pause. »Ich bin gleich da.«

Declan steckte sein Telefon ein und sah Lucy an. »Es tut mir wirklich leid. Wir werden unser Essen verschieben müssen. Meine Eltern wurden ausgeraubt.«



Lucy sah die blinkenden Leuchten der Streifenwagen am Bordstein vor dem Haus von Declans Eltern, lange bevor sie das Anwesen selbst entdeckte.

Lucy schlug sich eine Hand vor den Mund. »Ach du liebe Güte, Declan. Das tut mir wirklich leid.« Sie streckte die andere Hand aus, um seinen Arm zu berühren, und diesmal ließ sie die Finger

auf dem Kaschmir liegen. »Den beiden ist doch nichts passiert, oder?«

»Nein.« Declan seufzte. »Sie wissen nicht einmal, wann genau der Einbruch war, weil sie in Europa im Urlaub waren und das Familiensilber nicht besonders oft rausholen. Es kann Tage, Wochen oder sogar Monate her sein.«

Als sie auf das schmiedeeiserne Tor zum Grundstück zugin- gen, runzelte Lucy die Stirn. »Das verstehe ich nicht. Müsste es nicht Anzeichen für ein gewaltsames Eindringen geben?«

»Nicht unbedingt.« Declan schüttelte den Kopf. »Alles lässt auf einen berüchtigten Silberdieb schließen. Der Typ ist erst vor Kur- zem aus dem Gefängnis gekommen. Beim ersten Mal haben sie zwanzig Jahre gebraucht, um ihn zu schnappen. Seine Methode ist, unbemerkt in Häuser einzudringen und dann nur wertvol- les antikes Silber zu stehlen. Die nachgemachten Sachen lässt er liegen und er plant seine Einbrüche ganz genau, damit er kei- ne Alarmanlagen auslöst. Das heißt, er nimmt sich stundenlang Zeit, in die Häuser zu gelangen, und ersetzt jedes Glas und jeden Zaun, die er bei dem Einbruch beschädigen muss.«

»Warum macht er sich diese Mühe?«

Declan trat zum Tor, dicht gefolgt von Lucy. »Weil dann alle seine Spuren verwischt sind, wenn die Familie den Diebstahl be- merkt und meldet.« Ein Mann, von dem Lucy vermutete, dass er Declans Vater war und der mit zwei Polizeibeamten sprach, winkte ihnen zu. »Ich weiß alles über diesen Kerl, weil er schon mal bei uns eingebrochen ist. Offenbar hat er nicht gefunden, was er suchte, also ist er noch mal wiedergekommen.«

Lucy riss die Augen auf. »Du meinst, er ist zurückgekommen, sobald er auf freiem Fuß war?« Das war dreist.

Declan zuckte mit den Schultern. »Ich weiß es natürlich nicht mit Sicherheit, aber ich vermute es.« Jetzt waren sie bei Declans Vater und den Polizisten angekommen.

»Tut mir leid«, sagte einer der Beamten. »Das hier ist ein Tat- ort. Sie müssen bitte hier warten.«



»Sie gehören zu mir«, sagte Declans Vater. »Das ist mein Sohn.«  
Der Mann nickte. »Ach so. Tut mir leid, das mit dem Diebstahl. Wir tun, was wir können, um den Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen, aber ich muss Sie warnen: Der Täter war gerissen.«  
Der Beamte blickte grimmig drein. »Wir sind nicht sehr optimistisch, dass wir Ihre Erbstücke zurückbekommen werden.«

Declan rieb sich mit beiden Händen übers Gesicht. Lucy wusste nicht, was sie tun sollte. Sie wollte ihn trösten und unterstützen, aber sie wusste nicht, was eigentlich gestohlen worden war und was das alles für die Familie bedeutete, und sie wollte keine Floskeln von sich geben. Also stand sie einfach schweigend neben Declan.

»Wenn das alles ist, Sir, werden wir jetzt Ihre Frau befragen. Rufen Sie uns an, wenn Ihnen noch etwas einfällt, was bei dem Fall helfen kann.« Dann gingen die Beamten über den Rasen zum Eingang des Gebäudes, das man nur als Herrenhaus bezeichnen konnte.

Jetzt betrachtete Lucy es zum ersten Mal richtig und es traf sie wie ein Schlag.

Sie stand vor dem Anwesen der Pinckneys.

Dem Anwesen *der* Pinckneys.

Und das bedeutete, dass Declan *einer der Pinckneys* war.

Nicht ein entfernter Verwandter eines Vorfahren, der auf Abwege geraten war, oder verarmter Landadel wie ihre eigene Legare-Sippe, sondern die rechtmäßigen Erben eines Vermögens im Stil von Jane Austen.

Declans Vater wurde zunehmend aufgeregter und seine Wangen waren gerötet. »Wir wissen beide, was der Dieb gesucht hat.« Er redete, als wäre Lucy gar nicht da.

Declan verschränkte die Arme. »Vorsicht, Dad ... das wissen wir nicht mit Sicherheit.«

»Doch, das wissen wir.« Der Mann schnaubte vor Wut. »Dieser Dieb glaubt, wir hätten es! Das Revolutionssilber.« Er hob die Hände und ließ sie frustriert wieder fallen. »Aber wir kennen die

Wahrheit. Diese Idioten, die Legares, haben es uns vor Generationen gestohlen und ihr egoistisches Verhalten macht uns heute noch zu schaffen.«

Declans Blick verfinsterte sich. »Glaubst du, er wird weiter bei uns einbrechen, bis er es findet?«

»Natürlich glaube ich das. Offensichtlich will er es für seine Privatsammlung und nicht zum Einschmelzen. Der Kerl ist dreist und wir kennen seine Vorgehensweise von damals, als er schon mal bei uns eingebrochen ist. Wenn er etwas selbst haben will, ist er skrupellos. Das Erbsilber mit dem Zeichen des berühmten Silberschmieds und Helden des Unabhängigkeitskrieges, Paul Revere, ist von unschätzbarem Wert. Bei so etwas schreckt man vor nichts zurück.«

Declans Miene war grimmig. »Und was machen wir jetzt?«

»Wir schrecken vor nichts zurück, um es uns zu holen.« Das Gesicht des Mannes war jetzt noch röter. »Von den Legares.«

Declan sagte nichts. Er nickte nur zustimmend.

Lucys Herz begann zu rasen, als wäre sie eine Spionin mit einem Geheimnis. *Moment mall!*, wollte sie rufen. *Meine Familie hat das Silber auch nicht!* In der alten Geschichte, die sie immer gehört hatte, waren es die Pinckneys, die es gestohlen hatten. Aber wenn Declans Vater es auch nicht hatte, wo war es dann?

War es für immer verloren?

Das würde Lucy vielleicht nie erfahren. Aber eins wusste sie.

Die letzten fünfzehn Minuten hatten ihr eine andere Seite von Declan gezeigt.

Und was sie sah, gefiel ihr gar nicht.

Ihre Unterhaltung auf der King Street vorhin kam ihr wieder in den Sinn, vor allem Declans Worte: »*Ich verstehe, warum dir der Erhalt historischer Dinge am Herzen liegt, und das respektiere ich. Wirklich.*«

Sie konnte nicht fassen, dass er so tat, als wäre ihm die Geschichte wichtig. Denn das war sie sicherlich nicht, wo doch seiner Familie die größte Baugesellschaft der Stadt gehörte.

Manche Dinge, so schien es, waren einfach zu gut, um wahr zu sein.

Good-bye, Mr Perfect!

# Kapitel 3

1929

Eliza ließ sich in Williams Armen durch den Garten wirbeln, bis die Musik sich änderte und »*The Charleston*« erklang. Dann blieb William stehen. Die Hand noch auf seinem Arm, blickte Eliza zu ihm auf und zog eine Augenbraue hoch. »Sie wissen nicht, wie man Charleston tanzt, oder, William?«

Er zuckte mit den Schultern und seine Hosenträger spannten sich bei der Bewegung. Er hatte einen jungenhaften Charme, der trotz seines männlichen guten Aussehens geblieben war.

Eliza ließ ihre Hand von seinem Arm zu seinen Fingern wandern und stellte sich neben ihn. Dass ihre Körper einander so nahe waren, berührte Elizas Herz, aber das ignorierte sie, denn es war schließlich nur ein Tanz. Und obwohl sie gerne tanzte und glaubte, dass Tanzen ein Ausdruck von Schönheit sein konnte wie Malen oder Schreiben oder jede andere Kunst, waren die meisten Tänze nur Theater und nicht mehr. Natürlich war auch das Theater Kunst, aber das Entscheidende war, dass man beim Tanzen seinen Gefühlen ebenso wenig trauen konnte, wie man einem Schauspieler trauen konnte. Eliza wusste aus eigener Erfahrung, dass dies für Schauspieler nicht nur auf der Bühne, sondern auch im echten Leben galt, aber das war eine andere Geschichte.

»Ich zeige Ihnen die Schrittfolgen, und wenn Sie die kennen, müssen Sie nur die Kicks übertreiben. In Ordnung?« Sie machte mit dem rechten Fuß einen Schritt zurück und vollführte dann über mehrere Takte hinweg eine Reihe von Kicks und Taps und Füße-zusammen-Schritten.

William lernte schnell und es dauerte nicht lange, bis Eliza ihm beibrachte, wie sie die Kicks kreuzen konnten und die Arme

dazu bewegen mussten. William fing an zu lachen, während einige Partygäste sich hinter ihnen versammelten – Arme und Beine im gemeinsamen Rhythmus von sich werfend.

Das liebte Eliza am Charleston so. Einige Augenblicke lang tanzten alle zusammen, ob mit Partner oder ohne. Einige Augenblicke lang konnte man vergessen, was einem Sorgen machte, während die Füße dem gleichmäßigen Takt der Musik folgten.

Sie lächelte und ihr Herz hämmerte, als sie die Beine noch höher schleuderte.

Als das Stück zu Ende war, lachten und klatschten alle. Dann suchten sie nach und nach verschiedene Plätze im Garten auf – einige holten sich etwas zu trinken, andere besprachen Geschäftliches. Aber Eliza und William blieben, wo sie waren, und unterhielten sich beim Tanzen.

»Sie wohnen also hier?«, fragte William. »Dann tanzen Sie bestimmt jeden Abend in diesem Garten.«

Eliza lachte. »Na ja, alleine zu tanzen, ist nicht dasselbe, aber ich bin tatsächlich oft hier bei den Kamelien. Ich bin Malerin.« Ihre Blicke begegneten sich und Elizas Herz hüpfte schneller als die Fransen an ihrem Kleidersaum.

»Ja. Ich muss zugeben, dass ich weiß, wer Sie sind.« William sah ihr noch tiefer in die Augen, sein Blick weicher, und Eliza fühlte sich sofort zu ihm hingezogen. »Ich hätte das gleich gestehen sollen, aber ich wollte nicht aufdringlich wirken. Obwohl Sie mit Ihren Aquarellen eine Menge getan haben, um Charleston neu zu erfinden.«

*Wurde sie etwa rot?* Eliza hatte schon zum zweiten Mal an diesem Abend das Gefühl, dass sie verlegen wurde, und machte sich Sorgen, weil William denken könnte, dass es bei ihr öfter vorkam. Oder – was vielleicht noch schlimmer war – weil er sich geschmeichelt fühlen könnte. Beides wäre nicht gut. Auch wenn der Mann tatsächlich der Grund für Elizas gerötete Wangen war, musste er das schließlich nicht wissen, oder?

Sie fuhr mit der Zunge über ihre Lippen und wünschte sich,

die Farbe würde aus ihren Wangen weichen, während sie mit den Spitzen ihres kurz geschnittenen Bobs spielte. »Das ist sehr freundlich von Ihnen. Ich bin nur eine von vielen Künstlern, die daran arbeiten, unsere geliebte Stadt wiederaufzubauen, und betrachte es als großes Glück, dabei sein zu dürfen. Kennen Sie die Denkmalschutzbewegung? Susan Pringle Frost und eine Reihe anderer gleich gesinnter Personen? Vielleicht hätten Sie ja daran Interesse, da Sie sich anscheinend auch für die Stadt engagieren wollen ... oder zumindest für die Kunst in der Stadt.«

»Vielleicht hätte ich das.« William zog Eliza unter seinem Arm hindurch und mitten in dieser herrlichen Bewegung fing sie den finsteren Blick ihrer Tante von der anderen Seite des Rasens auf.

Tante Margaret schien es auf sie abgesehen zu haben wie eine Katze, die sich an eine Maus anschleicht und zum Sprung ansetzt.

Eliza seufzte. William runzelte die Stirn. »Was ist los, meine liebe Eliza?«

Aber sie hatte keine Zeit zu antworten, so wie er keine Zeit hatte, seinen Gedanken zu Ende zu führen.

»Wie ich sehe, hast du einen Tanzpartner gefunden, Eliza.« Ihre Tante funkelte sie wütend an. Für eine relativ junge Frau hatte sie schon unglaublich viele Falten – wahrscheinlich vom ständigen Stirnrunzeln –, jedenfalls soweit Eliza das beurteilen konnte. »Hat er dir schon gestanden, dass er ein Halunke ist?«

»Tante Margaret!« Eliza ergriff ihren Arm und warf William einen entschuldigenden Blick zu. Er wirkte besorgt und sie konnte es ihm nicht verdenken. Wahrscheinlich überlegte er, ob er mit jemandem zu tun haben wollte, der so unberechenbare Angehörige hatte.

Eliza zog ihre Tante ein paar Meter fort, sodass William sie nicht mehr hören konnte. »Was fällt dir ein?«, zischte sie. Normalerweise drückte sie sich bei Menschen, die älter waren als sie selbst, respektvoller aus, aber Tante Margarets Verhalten war ausgesprochen unhöflich.

»Weißt du überhaupt, wer dieser Mann ist?«, fragte ihre Tante

und blickte noch einmal finster zu William hinüber. »Ich sage es dir. Das ist William *Pinckney*. Von *den Pinckneys*.«

»Ach du lieber Himmel.« Eliza legte eine Hand auf ihre Stirn, wobei sie darauf achtete, den schwarzen Lidstrich unter ihren Augen nicht zu verwischen. »Du willst ihm doch wohl nicht die Schuld an irgendwelchen Streitigkeiten geben, die zwischen unseren Familien vorgefallen sind.«

Tante Margaret senkte die Stimme, aber ihr Tonfall wurde eindringlicher. »Diese Leute sind Diebe, Eliza! Allesamt. Sie haben unser Familiensilber ausgegraben und gestohlen. Kein Wunder, dass sie einen solchen Reichtum angesammelt haben. Ich wette, nichts davon ist ehrlich erworben.«

»Erstens wissen wir gar nicht mit Sicherheit, dass sie etwas gestohlen haben. Schließlich hast du es nicht mit eigenen Augen gesehen. Das waren und sind nichts als Vermutungen. Und zweitens sprichst du von dem *Großvater* dieses Mannes!«

Tante Margaret schnaubte verächtlich und verschränkte die Arme vor der Brust. »Einmal Dieb, immer Dieb, wenn du mich fragst. Und ich werde nicht zulassen, dass meine Nichte sich mit dieser Familie einlässt. Das lässt unsere Familie schlecht aussehen. Mir ist gleichgültig, ob sie mehr Reichtum oder Ansehen haben als wir.«

Eliza berührte mit einer Hand ihre Perlenkette. »Du verlangst doch wohl nicht, dass ich Mr William gegenüber derart unhöflich bin und ihn einfach stehen lasse?«

»Genau das verlange ich.« Tante Margaret reckte das Kinn vor. »Und es wird höchste Zeit, dass du lernst, dich etwas respektvoller zu benehmen, wenn du mich fragst. Dass du mit diesem Mann tanzt, ist eine ungeheure Taktlosigkeit deiner Familie gegenüber.«

Eliza konnte nicht fassen, was hier geschah. Lieber Himmel, sie war praktisch erwachsen! Jedenfalls alt genug, um zu heiraten, sollte es sich so ergeben. Und Tante Margarets Drohungen dienten nur dazu, William noch attraktiver erscheinen zu lassen.

Aber Eliza kannte ihre Tante gut genug, um zu wissen, dass

die Frau ihre Versprechen wahr machte, wenn es darauf ankam. Sie unterrichtete an einer Mädchenschule und war unglaublich streng. Eliza sollte besser nicht ihren Zorn auf sich ziehen.

»Ja, Ma'am.« Eliza hasste sich für diese Worte.

Ein Nicken und Tante Margaret verschwand. Der arme William hatte gar keine Chance. Jetzt musste Eliza zu ihm gehen – zu diesem Fremden, von dem sie wirklich wünschte, er könnte mehr als das sein – und ihm erklären, dass ihre Tante ihnen verbot, Freunde zu sein.

Bei dem Gedanken zog sich ihr Magen zusammen, während William sie angrinste, als ihre Tante gegangen war. Aber ihr blieb nichts anderes übrig.



Am nächsten Morgen fuhr William sich mit einem Handtuch über die feuchten Haare und sah in den Spiegel. Er fragte sich, ob andere sehen konnten, wie wenig er in der vergangenen Nacht geschlafen hatte.

Alle hielten William für stark und kompetent. Wenn man mit seiner Mutter sprach, war er derjenige, der das krankende Familienunternehmen retten konnte. Fragte man seine Schwester, war er es, der dafür sorgen würde, dass sie und ihr Baby ein Auskommen hatten. Aber manchmal machte William sich Sorgen, dass er selbst und alle anderen untergingen, denn William kannte die Wahrheit.

Manchmal hatte er Angst.

Er wusste, dass jeder Mensch manchmal Angst bekam und man sich dafür nicht schämen musste.

Aber William hatte *ausgesprochen große* Angst – nämlich die Angst, dass seine Schwester ohne ihn nicht zurechtkam. Und sie hielt ihn für viel fähiger, als er in Wirklichkeit war.

Er legte seine Rasierklinge fort, nachdem er sich den Bartschatten abrasiert hatte, und zuckte zusammen, als das Rasier-



wasser in den unsichtbaren Schnittwunden an seinem Unterkiefer brannte.

Er steckte etwas Brot und Obst in einen Beutel und band ihn zu, damit er ihn besser transportieren konnte. Der Fußweg von der Charlestoneer Innenstadt, in der er wohnte, zu der Plantage, auf der Hannah arbeitete, würde anstrengend sein. Die Plantagenbesitzer ließen Hannah in den alten Sklavenquartieren wohnen und gaben ihr zu essen, während sie sich im Gegenzug um den weitläufigen Garten kümmerte. Aber seine Schwester hatte kaum genug zum Leben. Ganz zu schweigen davon, dass sein kleiner Neffe immer noch mitten in der Nacht aufwachte, sodass Hannah nicht genug schlief.

William schloss das Zimmer, das er gemietet hatte, ab und machte sich auf den Weg. Einige Stunden später rann ihm der Schweiß unterm Hemd den Rücken hinunter und die Haare klebten ihm an der Stirn. Er stieg die Treppe zu Hannahs Haustür hinauf und klopfte, aber dann hörte er hinter sich das Lachen eines Kleinkindes.

William stimmte in das Gelächter ein, stellte seinen Beutel ab und nahm den Kleinen auf den Arm. »Da bist du ja, kleiner Franklin. Bestimmt hast du wieder etwas ausgefressen. Was fällt dir wohl als Nächstes ein – willst du später mal auf den Bahngleisen herumspringen?« Er fuhr dem Jungen durch die Haare.

Hannah kam um die Ecke und rieb sich die Hände an ihrer Schürze trocken. »Hoffentlich nicht«, sagte sie mit einer Grimasse. Sie berührte das Grübchen an der Wange des Kleinen. »Deine Mama wird Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um das zu verhindern.« Ihr Lächeln war traurig. William wünschte, er hätte über dieses Thema keine Witze gemacht. Ihm hätte klar sein müssen, dass diese Möglichkeit durchaus bestand.

Hannah bückte sich, um die Tasche zu nehmen, die er mitgebracht hatte, und wickelte das kleine Päckchen aus. »Ach, Bruderherz, du verwöhnst mich wieder. Ich packe das Obst schnell in den Eiskasten.«

William ließ Franklin auf seinem Arm auf und ab hüpfen, während sie ins Haus gingen.

Es war ein armseliges Zuhause, gelinde gesagt. Aber Hannah hatte frische Blumen in mehreren Vasen verteilt und ihre fröhlichen Farben lenkten von den trostlosen Wänden ab. Über das Bett hatte Hannah ihre alte Patchworkdecke gebreitet und aus Stoffresten ihrer verblichenen Kleider hatte sie Gardinen genäht. Sie hatte ihr Bestes getan, um den Raum wohnlich zu gestalten – so gut es eben ging.

Sie sahen einander an. Hannah lächelte.

»Du hast jemanden kennengelernt.« Sie stützte das Kinn auf eine Hand.

»Ich habe keine Ahnung, wovon du redest.« William zog Grimassen für seinen kleinen Neffen, in der Hoffnung, dass Hannah die Sache auf sich beruhen ließ, wenn er den Jungen ablenkte.

»Ist es wieder eine Feministin? Lass mich raten. Sie arbeitet im *Blind Tiger*? Und drückt ein Auge zu, was die Prohibition betrifft?« Hannah zwinkerte, um ihren Vorwurf abzumildern.

William ließ sich nicht anmerken, dass ihre Kritik ihn kränkte. Hielt sie so wenig von ihm? Stattdessen bemühte er sich, nicht mit den Füßen zu wippen und dadurch seine Nervosität zu verraten.

Aber Hannahs Grinsen wurde nur noch breiter. »Ach komm. Du musst es mir erzählen.« Sie setzte sich aufs Bett und bedeutete ihm, er solle neben ihr Platz nehmen. »Du magst dieses Mädchen wirklich, oder?«

Franklin streckte seine dicken Händchen seiner Mutter entgegen, also übergab William ihr den Kleinen und setzte sich dann neben sie.

Er räusperte sich und hoffte, dass die richtigen Worte folgen würden. Aber das taten sie nicht.

Denn es war tatsächlich so, dass William sich am Vorabend ziemlich in Eliza verguckt hatte. Und er hoffte sehr, dass dieser Besuch bei seiner Schwester ihm seine Prioritäten noch einmal klarmachen würde. Vor allem, dass Hannah und Franklin viel-

leicht nicht genug zu essen hatten, wenn er bei diesem Auftrag nicht alles gab.

Aber das war typisch Hannah. Über genau das zu sprechen, was man unbedingt ignorieren wollte.

Und ja, Hannah hatte recht. Eliza war ihm die ganze Nacht nicht aus dem Sinn gegangen, sosehr er auch versucht hatte, sie zu vergessen. Zeitung zu lesen, hatte ebenso wenig geholfen wie ein Glas warme Milch oder eine Tasse Tee. Jedes Mal, wenn er die Augen schloss, sah er die Tiefe, die Fröhlichkeit in ihren braunen Augen, die ihn ansahen. Er war einige Male eingenickt, aber dann hatte er geträumt, wie sie miteinander tanzten und der mit Perlen besetzte Saum ihres Kleides sich so frei bewegte, wie er es sich für sein eigenes Herz wünschte.

Aber sein Herz gehörte nicht ihm und er konnte es nicht verschenken. Jedenfalls nicht an Eliza. Das war eine sehr ernüchternde Tatsache.

Trotzdem musste Hannah nicht alles wissen. Sie würde lieber verhungern, als auch nur einen Kracker zu stehlen.

»Bitte. Erzähl mir von ihr.« Sie verschränkte die Arme und wartete auf seine Antwort. Die Ärmel ihres Kleides wirkten weit an ihren Armen – zu weit. Sie arbeitete zu viel und aß zu wenig. Das konnte man sehen. »Ich würde gerne mal etwas Schönes hören. Kannst du mir nicht ein bisschen von deiner unerschütterlichen Hoffnung leihen, Bruderherz?«

William zog an seinen Hosenträgern. Jetzt saß er in der Zwickmühle. Worauf hatte er sich nur eingelassen? Es sei denn ...

Er musste seine Schwester ja nicht unbedingt anlügen, oder? Immerhin hatte er Eliza wirklich ausgesprochen bezaubernd gefunden. Und das war noch untertrieben. Den Rest der Geschichte brauchte seine Schwester nicht zu erfahren. Warum er überhaupt bei der Party gewesen war.

»Also gut.« William hob beide Hände und grinste. »Ich werde es dir erzählen. Aber es ist nichts Ernstes, okay?«

»Das ist es bei dir doch nie, William«, neckte Hannah ihn.

William wollte widersprechen, beherrschte sich aber gerade noch, seine Schwester zu korrigieren – nicht, dass sie unrecht hatte mit ihrer Stichelei, denn er hatte tatsächlich immer vermieden, sich zu binden. Sondern dass er zum ersten Mal im Leben einer Frau begegnet war, die ihn so sehr interessierte, dass er sie näher kennenlernen wollte.

Wenn nur seine Schwester ihn nicht bräuchte.

Und wenn das nur nicht bedeuten würde, dass er Eliza betrügen musste.

Wenn, wenn, wenn.